



Abend:

Zeitung.

70.

Donnerstag, am 23. März 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma

Verantw. Redacteur: R. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Berlin.

(Fortsetzung.)

Zweite Skizze.

Berlin hat seine Vorstädte adoptirt; was jetzt noch an Vorstädten vorhanden ist, wird mehr als stiefmütterlich behandelt. Dies ist die eigentliche Partie honteuse Berlin's. In einigen Vorstädten, die fast durchgängig aus einstöckigen Häusern oder vielmehr Hütten bestehen, sind die Straßen ungepflastert, und gerade hier hat sich die allgemeine Sandplage in eine noch viel gräßlichere Lehmplage verwandelt, so daß die Straßen ihrer ganzen Länge nach bodenlose Moräste bilden, in denen die Fäulniß der stehenden Pfützen täglich und stündlich durch den von den Hütten ausgespienen Ferment in neue und kräftigere Gährung versetzt werden. Gegen diese urwaldigen Moräste des Hamburger Thors sind die Sandsteppen des Webdings vor dem Draniensburger Thor ein Paradies.

Dergleichen Abnormitäten gehören zu dem Character einer großen Stadt, aber in Berlin ist ihr Vorhandenseyn doch ein Räthsel. Besonders ist es auffallend, daß die Moraststraße vor dem Hamburger Thore nicht trocken gelegt wird, da sie zu einem großen Begräbnißort führt, und daher dem fast einzigen Luxus der Berliner dienen muß.

Es giebt nämlich in Berlin nur drei Arten öffentlicher Aufzüge: militairische Paraden, Schlittensfahrten und Leichenconducte. Die ersteren bilden einen charakteristischen Zug der städtischen Physiognomie; die Schlitten-

fahrten sind unwesentlich, und obwohl sie sich seit einigen Jahren zu einer Art von Straßenmascherade gestaltet haben, so ist doch der ächte Berliner Geist solchen publikan Rundgebungen so entgegen, daß selbst das niedere Volk dem possierlichen Schlittenmummenschanz keine andere Theilnahme schenkt, als die einer kühlen Neugierde.

Dagegen sind pomphafte Leichenbegängnisse der eigentliche Luxusartikel des Berliner Straßenlebens. Es ist in Berlin viel leichter, anständig durch's Leben zu kommen, als aus dem Leben. An und für sich ist das Begräbniß theuer, weil die Leichenbestattung ein Monopol ist; außerdem aber hat eine der sonderbarsten Eigenheiten dieß letzte menschliche Bedürfniß zu einem raffinirten Luxus gestempelt, und das ernstfeierliche protestantische Leichenbegängniß ist hier zu einer hohlen Ceremonie aufgeschwollen, die in ihrer Nüchternheit sich nicht einmal mit der Wirkung rechtfertigen kann.

Es giebt in Berlin so viele Grade der Leichenbestattung, als Mandarinenclassen in Peking. Obenan steht der große Leichenwagen, von der Form eines colossalen Sarges; dieser Wagen wird von vier schwarz behängten Pferden gezogen; ein Leichenführer schreitet dem Zuge voran, 12 Träger gehen zur Seite des Wagens, 8 Trauerkutschen bilden so zu sagen den officiellen Conduct. Die Benugung dieses Wagens kostet fünfzig Rthlr. — Dann folgt in der Stufenreihe: der große Leichenwagen mit zwei schwarz behängten Pferden, acht Begleitern und vier Trauerkutschen. — Der nächste

im Rang ist der Mittel-Leichenwagen, dem vorigen an Gestalt ähnlich, mit zwei Pferden bespannt, von vier Trägern begleitet und von zwei Kutschen gefolgt. — Der kleine Leichenwagen endlich gleicht einem viereckigen Kasten, wird von zwei Pferden gezogen, hat zwei Begleiter und eine Trauerkutsche. — Er dient zugleich als Armen-Leichenwagen, hat aber in dieser Function keine Trauerkutsche und nur einen Träger. —

Daß diese Abstufungen einen gewissen Wettstreit erzeugen müssen, ist klar. Man suchte dem vorzubeugen, indem man für die pomphastere Bestattung sehr hohe Preise festsetzte; allein man hat die Absicht nicht damit erreicht. Der Wunsch, die Todten mit so großer Feierlichkeit als möglich zu Grabe zu bringen und wenigstens an den Pforten des Kirchhofes den Druck der Niedrigkeit abzuschütteln, hat in Berlin die Sterbecassen erzeugt, deren es dort unzählige giebt. Sie stehen unter polizeilicher Controle, werden aber von den Mitgliedern selbst verwaltet.

Für geringe Beiträge wird bei'm Tode eines Mitgliedes an die Erben desselben die Summe von 30 bis 100 Rthlr. ausgezahlt, je nach den Mitteln der einzelnen Cassen. So sieht sich selbst der Unbemittelte im Stande, sich, wie sie es zu nennen pflegen, anständig begraben zu lassen. Nie wird es der hinterbliebenen Witwe, deren Ernährer gestorben, und die nun mit einer Schaar von Kindern brodlos dasteht, einfallen, den Todten so billig als möglich begraben zu lassen, um von dem empfangenen Gelde etwas zu erübrigen. Nein, sie verkauft und verpfändet vielmehr noch, um die Summe zu vergrößern und das Leichenbegängniß mit dem gebräuchlichen Pomp auszustatten. Dieser Pomp besteht, außer dem höhern Grade des Leichenwagens, in der Anzahl leerer Kutschen, die dem Wagen folgen.

Wir haben erwähnt, daß dem Leichenwagen gleich 4 — 8 Trauerkutschen beigegeben werden, und in der Regel reichen diese für die Anzahl derjenigen, welche die Leiche zu Grabe geleiten, aus. Für jede Lohnkutsche, die außer jenen dem Conduct folgt, muß dem Inhaber des Beerdigungs-Monopols eine Abgabe entrichtet werden. Trotz dem sieht man nicht einen Leichenzug, der nicht eine Anzahl leerer Kutschen im Gefolge hätte. Seit einigen Jahren ist dieser Luxus erstaunlich gewachsen. Am meisten seit dem Tode eines Arztes, dessen vielfache Bekanntschaft, verbunden mit der allgemeinen Verehrung, die er genoß, den Leichenzug auf 150 Kutschen ausgedehnt hatte. Seitdem hat die Eitelkeit eine besondere Befriedigung darin gefunden,

dem Leichenwagen eine endlose Wagenburg nachrasseln zu lassen. Alle Tage begegnet man solchen Triumphzügen des Todes, aber Niemand fragt mehr, welchen berühmten Mann denn die schwarze Arche entführe? Bierzig, sechzig, achtzig Kutschen lassen noch immer der Muthmaßung Raum, daß der Insasse des Leichenwagens irgend ein Posamentier oder Schneidermeister sey.

Der Berliner Bürger ist auf sein Bürgerthum nicht stolz; sein Ehrgeiz erwacht erst, wenn er Eigenthümer wird. „Ich bin Bürger und Eigenthümer,“ das ist das Quos ego des ächten Berliners. Ein solcher „Eigenthümer“ ist in der Regel ein sparsamer, wirthschaftlicher, industrieller Mann, der, ist er Rentier, sich nicht schämt, der filzigste Geizhals zu seyn, unter Umständen die Gasse selbst zu fegen und den Hof zu kehren — oder als Handwerker seinem Gewerbe eifrig nachzugehen — als Bierschenker in seinem Keller zu hausen; er hält sich in seiner Würde als Eigenthümer zu keiner Art von Luxus verpflichtet, er ordnet sich seinen Mietheern gern unter, obgleich er seine Rechte als „Wirth“ gern und oft ziemlich derb geltend macht; er giebt keine Gesellschaften; er macht keine Spazierfahrten; er besucht nicht das Theater; kurz, er ist mäßig, haushälterisch und in jedem Sinne wirthlich; — aber wenn er stirbt, so würde es die größte Schande seyn, wenn Er, „der Bürger und Eigenthümer,“ anders als im großen Leichenwagen, und mit weniger als 30 — 50 Kutschen begraben werden sollte.

Dies ist indeß auch der einzige Luxus des Berliners; in allem Anderen hält er Maas. Kleiderpracht sieht man in Berlin nicht. Einen Mann in einem kostbaren Zobelpelz darf man eher für einen Kürschner, als für einen Millionär halten. Die höheren Stände zeigen sich öffentlich immer in sehr einfacher Kleidung. Sehr gepuhte, mit vielem Schmuck behängte jüngere Damen sind gewiß keine Damen, sondern — Frauenzimmer; sehr gepuhte ältere Frauen sind keine Gräfinnen, sondern — Südinnen, in der Regel Pfandleiher-Frauen. Im Ganzen sind die Männer anständiger und feiner gekleidet als die Frauen. Der weibliche Mittelstand ist sehr öconomisch und ändert ein Kleid 3 Jahre lang und einen Mantel 6 Jahre, immer nach der neuen Mode um. Am ungenirtesten in dieser Rücksicht sind die Grisetten, deren Berlin eine Legion zählt. Diese huldigen stets der neuesten Mode mit den ältesten Kleidern. Man erkennt sie an diesem unlieblichen Contrast auf den ersten Blick. Die eigentlichen gepuhten Damen sind die Köchinnen; bei ihnen herrscht nicht Kleider-

pracht, aber wohl Kleiderluxus. Manche haben zugleich Geschmack in der Kleidung und Können, wenn sie Handschuhe tragen, für Damen gehalten werden; die Meisten aber sind an der unharmonischen Ueberladung eben so leicht zu erkennen, als an dem schillernden Teint der mit grüner Seife geschuerten Wangen.

Auf den Berliner Promenaden giebt es keinen Unterschied des Standes und des Ranges, sie sind liberaler als die Kirchhöfe. In den Laubgängen des Thiergartens sieht man zu derselben Stunde alle Stände, vom königlichen Hof herunter bis zum ärmsten Arbeiter. Eben so ist es unter den Linden, und mit einiger Ermäßigung auch in den öffentlichen Gärten.

Exclusiv im Londoner Sinne ist kein öffentlicher Ort in Berlin. Das höchste, was man von einem solchen verlangt, ist, daß er anständig sey. So sagte man früher: „im türkischen Zelt zu Charlottenburg ist es anständig.“ Dieß heißt ungefähr so viel, als: es sey fashionable. Eigentlich bezeichnet es nur, daß die Zahl der Personen aus den niedern Ständen nicht überwiegend sey. Nichtsdestoweniger findet man hier neben einem Geheimerath einen Schneidergesellen, dort neben einer Generalin eine Kammerjungfer, und an allen Orten — Grisetten. Die Humanität, mit welcher die höheren Stände die niederen neben sich dulden, macht, daß Alles sich nach den Orten zieht, die „anständig“ sind und die daher bald aufhören, es zu seyn. Andererseits treibt dieß die Exklusiven aus einer Position nach der andern, und indem sie immer neue Zufluchtsstätten zu suchen sich genöthigt sehen, sind die anständigen Vergnügungsorte keinesweges immer die angenehmsten. Das türkische Zelt in Charlottenburg, welches viele Jahre den ersten Rang behauptete, ist weiter nichts als ein Saal, in welchem an den schönsten Sommertagen Hunderte von „anständigen“ Berlinern im dicksten Tabaksqualm eingepökelt saßen, so daß das Raos der Negerclaven in den Schiffsräumen ein erträgliches war, gegen das dieser „anständigen“ Berliner, welche sich nichts destoweniger vortrefflich amüßten.

Der Berliner ist sehr anspruchlos in seinen Vergnügungen. Der Mann braucht nichts als eine Flasche Weißbier und eine Pfeife; die Frau eine Flasche Weißbier und einen Stuhl. Eine Familie, die etwas aufwenden kann, trinkt an öffentlichen Orten einige Portionen Kaffee, zu dem der Kuchen mitgebracht wird. Soupiren thun an öffentlichen Orten nur Bankiers und gutbesoldete Geheimeräthe. Die Art zu genießen und

sich zu amüßten, ist übrigens allenthalben dieselbe, vom fashionabelsten Garten bis zu dem Tanzplatz der Köchinnen und Musketiere, nur daß am letzteren eben getanzet wird. Sich an einem „anständigen“ Berliner Vergnügungsorte zu amüßten, ist eine Kunst, die nur der ächte Berliner versteht. Einen Wiener würde frieren bei'm Anblick dieses kühlen Amusements, ein Pariser würde dieß spießbürgerliche Phlegma in Tabaksdampf gehüllt mit Schaudern ein Vergnügen nennen hören, und ein Londoner würde die Nase rümpfen über die republikanische Vermischung der Stände.

(Beschluß folgt.)

Feuilleton.

Was sonst der Besuv alles anzeigte!

Nach der Schlacht bei Breitenfeld sandte Gustav Adolf einen Gesandten nach Venedig, es solle ihn mit Geld und andern Hülfsmitteln unterstützen. Der Senat ließ sich indessen auf nichts als schöne Worte ein. Man fürchtete nämlich mehr von Gustav Adolf, als man hoffte, besonders auch darum, weil — „der Besuv so gewaltig tobte, daß Neapel in einem Erdbeben unterzugehen, oder von seinen Lavaströmen verschlungen zu werden fürchtete.“ Die Gewässer wurden in ihrem Laufe gehemmt, die Palläste wankten, die Berge öffneten sich und das Meer trat zurück. Solche Ausbrüche des Besuvs hatten aber immer: „o l'innondazioni de' popoli o le gravi calamitate dell' Italia,“ (Ueberschwemmung von fremden Völkern, oder großes Unglück von Italien) angezeigt, sagt Nani in seiner Geschichte von Venedig 1686, I. S. 401. Gustav Adolf mußte daher mit den schönen Worten zufrieden seyn, so sehr man übrigens seinen Feldherrntalenten, sogar Regentenweisheit auch in Venedig Gerechtigkeit widerfahren ließ. „Non si sapeva discernere, se alla militare peritia o alla civile attribuirsi dovesse la palma,“ sagt derselbe Nani trefflich S. 421, als er seinen Tod bei Lützen erzählt. —

*r.

Dünken und Denken.

Dünkel behauptet den Irrthum mit Zuversicht; aber
ein Denker
Spricht die Wahrheit selbst selten mit Zuversicht aus.
Carl Halden.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris im Winter.

Von

August Kunze.

Welche Umwandlung bewirkt der Winter im äußern wie im innern Leben von Frankreich's Hauptstadt! Welche Folgen hat er auf den materiellen und moralischen Zustand ihrer Bewohner! Welcher Fremdling würde glauben, betritt er Paris in dieser Jahreszeit, in ihm die so oft reizend geschilderte, öfterer noch reizender gedachte, die als Culminations-Punct der Schönheit und Pracht universell berühmte Stadt zu finden? Wer würde nicht schaudern, wenn er die Noth, das Elend so vieler Tausenden sieht, das in der rauhen Jahreszeit seine Ursache hat oder doch wenigstens durch dieselbe ungeheuer gesteigert wurde; wenn er von den Vergehen und Verbrechen hört, die theils in der gesteigerten Noth, theils in dem Zusammenziehen nach der Hauptstadt, ja selbst aus weiter Entfernung, von unzähligen Bagabunden, Dieben und Räubern beim Einbruch des Winters ihren Grund haben. Während die Säte der Reichen im Kerzenglanze strahlen, während Bälle, Soirée'n, Genüsse aller Art den Günstlingen des Glücks von allen Seiten sich darbieten, zittert der Arme vor Hunger und Kälte in einem feuchten Winkel oder unter dem Dache eines 6 bis 8 Stock hohen Hauses. Während der Reiche und Bemittelte nur das Pflaster berührt, um aus dem bequemen Wagen in die reinliche Hausflur zu hüpfen oder umgekehrt, schleppt sich eine Menge von Armen in schweren Holzschuhen bei jedem Unwetter in den Unrathshäusern der Straßen herum, kümmerlich ihr Daseyn zu fristen. Versuche ich in Kürze durch einige leichte Umrisse das Aeußere der Hauptstadt, das Leben in ihren Straßen zu schildern.

Höchst abschreckend ändert der Winter das Aeußere von Paris um; es wird zu einem wahren Pfuhl von alle Sinne verletzenden Widrigkeiten, die theilweise ihre Ursache in Mangel an zweckmäßigen, die öffentliche Reinlichkeit befördernden Einrichtungen haben. Unaufhörlicher Schmutz und Roth bedeckt alle Straßen, Gassen und Plätze, der durch öftern oder wenigen, aber gewöhnlich sogleich thauenden Schnee und die sich täglich dreimal in die Straßen ergießenden, die Stadt mit Wasser versorgenden Fontainen, genährt wird. Trübe und düster schimmert der Tag meistens aus grauen Regenwolken durch die ungeheuren Rauch- und Dampfmassen, die wie ein Alp unbeweglich über der Riesenstadt lagert, in die meistens engen, aus colossal hohen Häusern gebildeten Gassen. Von Regenwasser getränkt und geschwärzt, stehen die stolzen Monumente einsam und verlassen auf ihren Plätzen, denn kein Bewunderer, weder fremder noch einheimischer, betritt deren Platten. Der Seine sonst dunkelgrüne Fluthen haben eine fahle, lehmartige Farbe, und brausend wälzen sich ihre wohl dreimal als gewöhnlich größeren Gewässer zwischen den hohen Quais dahin. In diesem Winter, in welchem es mit wenigen Ausnahmen beinahe immer regnete, gewährte die Stadt fortwährend den Anblick, als wäre sie so eben aus dem Meere gezogen und das Wasser habe noch Alles durchdrungen und rinne in Strömen ab. Ueberall Wasser, Feuchtigkeit und Morast. In diesen Elementen nun, in dieser Umgebung bewegt sich das Alltagsleben. Mit Lumpen und Schmutz bedeckt eilen die Meisten, welche ihre Beschäftigung nöthigt, außer den Häusern sich aufzuhalten oder die Gassen zu betreten, durcheinander. Durch dieses Treiben, was in den Industrie- und Handels-Quartieren stets sehr groß ist, rasseln und sausen die vielen Omnibus, Cabriolets und Fuhrwerke

aller Art. Dieß Fahren ist so arg, denn Jeder der nur kann bedient sich bei solchem Zustande eines eigenen oder Miethwagens, daß dadurch nicht selten ganze Straßen stundenlang gesperrt werden; denn zuweilen bleiben zwei Fuhrwerke, wenn sie sich nicht hinreichend ausweichen, mit den Rädern aneinander hängen, und während die Führer beschäftigt sind, sie los zu machen, kommen in jedem Augenblicke in entgegengesetzter Richtung andere an, welche die Straße passiren wollen. Von beiden Seiten drängt man vorwärts und verwirrt sich immer mehr und enger. Das Fluchen, Schreien, Schimpfen und Knallen der tobenden Kutscher und Fuhrleute ist dann fürchterlich, denn keiner will weichen oder Zeit verlieren. Oft haben die riesenhaften Sergens de ville, die bei solchen Vorfällen sogleich herbeieilen, alle ihre Energie und all' ihr Ansehen nöthig, um blutige Collisionen zu verhindern. Durch das vermehrte Fahren im Winter eines Theils und andern Theils durch den Morast, der, wenn der Regen einige Stunden aussetzt, einen schlüpferigen Ueberzug auf dem Pflaster bildet, wird das Gehen in den Straßen nicht selten lebensgefährlich, denn oft, fast täglich stürzen Menschen auf dem schmutzigen Boden und Andere werden von Wagen niedergeworfen oder überfahren. Bei jedem Schritte gleiten sie auf dem Schmutze aus, und dieß um so leichter, da ihre Eisen keine Hacken haben und die Pflastersteine, wenn sie abgenutzt, sehr rund sind, da sie nur aus einer Art, wenn auch hartem Sandsteine und aus Würfeln von einer Viertel-Quadrat-Elle bestehen. Schweifstriefer legen sich die zitternden Thiere gegenseitig aneinander, um nur von der Seite her einen Stützpunkt zu haben. Häufig verursachen stürzende Pferde Zusammenläufe, ja auch Unglücksfälle. Hat es etwas gefroren, so ist das Schicksal der armen Thiere noch schrecklicher. Sie kommen oft, trotz den größten Anstrengungen und den fürchterlichsten Peitschenhieben, nicht von der Stelle. Bei solchen Vorfällen zeigen sich recht hervorspringend zwei sich entgegengesetzte Züge im Character des französischen Volkes: Grausamkeit und Großmuth. Die Führer oder Eigenthümer der Pferde sind fast allgemein gegen diese Thiere schonungs- und schonungslos. Ist es unmöglich, daß das Thier leiste, was es leisten soll, so treiben sie es dennoch ohne Ermüdung an und mißhandeln es durch Hiebe mit der ungeheuern Peitsche auf die empfindlichsten Theile des Körpers, bis ein so gepeinigtes Geschöpf zusammenstürzt oder die Knochen sich ausrenkt. Auf der andern Seite wecken solche Scenen von Grausamkeit Theilnahme und Unwillen in den Gemüthern der Augenzeugen, welche sich am offensten kund thun im gemeinen Haufen. Stets sieht man bei dergleichen Gelegenheiten einige rüstige Männer aus den Umstehenden hervorspringen, welche den Andern zurufen: „Allons une vingtaine, poussons et ça tilera!“ Und sogleich greifen so Viele zu, als deren nur Raum finden, und so heben oder schieben oft 15 bis 20 Personen den schwersten Wagen aus einer Vertiefung oder eine Anhöhe hinan, daß es donnernd von dannen geht. Kann man aber nicht helfen und die nutzlosen Mißhandlungen der Thiere sind zu empörend und dauern noch fort, so erheben sich alsbald kräftige Stimmen, und wenn diese helfen, Arme, um die geplagten Pferde in Schutz zu nehmen. Besonders zeichnen sich hier die Frauen der niedern Classen vortheilhaft aus. Sogleich laufen sie herbei, fallen mit den derbsten Schimpfreden über den Fühllosen her und fordern die Männer auf, ihn zu züchtigen. Während viele dieser gefühlvollen Ewastöchter vielleicht ihre eigenen Kinder mit Grausamkeit mißhandeln — denn die Mütter in den armen Classen sind hier sehr häufig fühl- und gewissenlos gegen ihre eigenen Kinder — empört sie dieselbe Handlungsweise eines Andern an einem Pferde.

(Fortsetzung folgt.)